

Zeitschrift: Romanica Raetica
Herausgeber: Societad Retorumantscha
Band: 14 (1998)

Artikel: Brauchtum, Handwerk und Kultur
Autor: Maissen, Alfons
Kapitel: 7: Verhaltensweisen zwischen Mensch und Tier im Gebirgsland der Surselva Grischuna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

7. Verhaltensweisen zwischen Mensch und Tier im Gebirgsland der Surselva Grischuna

Fabeln, Tiergeschichten aller Art haben immer wieder die Menschheit belebt und bewegt. Unübersehbar sind die wissenschaftlichen Arbeiten und Untersuchungen darüber. Obwohl für unser ländliches Gebiet eher die Erfahrungen, die von den Vätern den Söhnen, die Mütter den Töchtern übergeben werden, in den Vordergrund treten, bestehen Einflüsse von aussen, Abhandlungen, Aufzeichnungen in Form von wunderlich-grotesken, beinahe makabren Medizinalpraktiken. Solche Anzeichen vermischen sich mit althergebrachten Kenntnissen bis ins 20. Jahrhundert hinein.

In unserem Beitrag handelt es sich um einige Aspekte von Verhaltensweisen zwischen Mensch und Tier, die sich aus einer unmittelbaren Begegnung, aus der Zusammenarbeit mit dem Haustier ergeben. Zwischentierliche Beziehungen erfolgen nur, insofern sie etwas mit dem Menschen zu tun haben. Schwerwiegende Eingriffe des Menschen in die Eigensphäre des Tieres lassen starke Bestrebungen des Menschen erkennen, das Tier ihm ganz untertänig zu machen. Die Art der Bemächtigung und der Nutzbarmachung desselben durch den geistig höher stehenden, listigen Menschen ist nicht überall die gleiche. Sie ist von Land zu Land, von Bekenntnissen zu Bekenntnissen anders. Menschen, die ständig mit Tieren zu tun haben, sie ihr Eigen nennen, von ihnen leben, identifizieren sich mitunter mit ihnen. Sie sprechen mit ihnen wie mit ihresgleichen, stehen ihnen oft näher als den eigenen Angehörigen.

Das Alte Testament berichtet im Zusammenhang mit der Erstellung des Weltalls: «Dann befahl ihnen Gott: Seid fruchtbar und vermehrt euch! Erfüllt die Erde und macht sie euch untertan! Herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über jedes Lebewesen, das sich auf Erden regt.» (Genesis 1. 28)

Inwieweit diese biblischen Worte die verschiedenen Völker und Volksschichten beeinflussten, ist kaum zu ermitteln. Die Unterschiede in der Behandlung gewisser Tierarten sind je-

doch ganz bedeutend. Überall ist der Mensch mit seiner List und besonderen Begabung imstande, körperlich weit stärkere und wendigere Tiere sich dienstbar zu machen. Auch das bereits seit Jahrtausenden gezähmte Tier muss immer wieder von neuem, oft einzeln angesprochen werden, sich kleinere und grössere Eingriffe gefallen lassen, damit es sich in vollkommenerer Art dem Willen und Nutzen des Menschen unterwerfe. Um dieses Ziel zu erreichen, stehen ihm neben modernsten ur-alten Einrichtungen und Methoden zur Verfügung, oft auf kleinem Raum nebeneinander. An der Art und Weise der Anwendung dieser Verfahren lassen sich Abstufungen von Mitgefühl und Rohheit, Partnerschaft oder brutaler Gesinnung ablesen. Durch jahrhundertelang gleichbleibende Praktiken erstarren oft Mitgefühl, Sinn und Einsicht für längst nicht mehr notwendige Massnahmen.

Der Mensch kann Tiere züchten, zähmen, sie für seine eigene Arbeit abrichten, einfangen, vertreiben, überlisten, angeln, töten, quälen, schächteln und schlachten, aber auch ganze Arten ausrotten, Tiere durch besondere Nahrung, durch Entzug gewisser Stoffe in unglaublichen Formen dienstbar machen.

Aus naheliegenden Gründen werden Haustiere zeitweise stärker in ihren natürlichen Freiheiten beschnitten. Dies ergibt sich oft zwangsläufig aus der Art und Weise der Nutzung und Nutzbarkeit einer Tierart in einer gewissen Landschaft.

Schweine und Schafe sind in ihren Stallungen eingepfercht, Ziegen und Kühle säuberlich gesondert an der Krippenwandung angekettet. Die Krippe mit ihrer genauen Futterzuteilung schränkt Auswahl und Bewegungsfreiheit ein, ist aber von ausschlaggebender Bedeutung für die Wirtschaftlichkeit des Tieres. Sie müssen gemolken werden, sich an eine bestimmte Ordnung gewöhnen. Für eine freiere und natürlichere Bewegung des Grossviehes müssten grössere Raumverhältnisse bestehen. Solche Bestrebungen sind im Gange. Dass schlechte Behandlung, Schläge, Einschüchterungen von eingepferchten und geketteten Tieren besonders verwerflich sind, braucht nicht betont zu werden.

Hühner, sogar gestutzte, erfreuen sich grösserer Lebensräume, falls Verordnungen sie zeitweilig nicht zu sehr einschränken. Zu

weite Entfernung von Zuhause bringt sie in Konflikt mit dem Hühnerhabicht. Wenn sich die Bäuerin mit ihrem Futterbehälter dem Hühnerstall nähert, merken die Hühner dies aus grosser Entfernung, selbst wenn sie sich hinter einem Hügel befinden. Im Nu sind sie da. Die am Kardonnerstag und -freitag gelegten Eier haben gesundheitlich schützende Kraft, verfaulen nicht. Das Stutzen der Flügel an diesen heiligen Tagen soll sie vor Raubtieren wie Geiern, Füchsen und Mardern schützen.

Die ländliche Katze lebt und wirkt anders als ihre Artgenossin in der Stadtwohnung. In Haus, Stall und Scheune geht sie gelegentlich den Mäusen nach. Sie muss anders behandelt und ernährt werden. Das Naschen wird sie nie einstellen können. Würste, Bindenfleisch, Schinken und Speckseiten müssen hoch hängen, wenn die Katze in der Fleischkammer etwas zu suchen hat. Ihre Sprünge sind kühn. Von einem 2. Stockwerk hinuntergeworfen, wird sie sicher auf allen Vieren landen. Versucht man sich der Katze zu entledigen, etwa durch Ertränken mittels eines mit Steinen beschwerten Sacks, kann es geschehen, dass die Katze früher daheim eintrifft als der Übeltäter.

Selbst der Bauer kann nicht zu viele Katzen im Hause haben. Wenn die Katze Junge wirft, wird sie sehr vorsichtig. Als ob die Katzenmutter wüsste, dass man es auf ihre Kleinen absieht! Sehr geschickt versteckt sie die Kätzchen. Erst wenn sie nach 8 Tagen ‘Augen haben’ und mit der Alten aus ihrem Schlupfwinkel in der Scheune, im Estrich oder sonst woher hervorkriechen und miauen, sind sie so vollkommen und hübsch ausgebildet, dass niemand sie umbringen, ertränken oder erschlagen möchte. Man versucht dann, einige der Kätzchen an Bekannte oder Freunde abzusetzen.

Wenn der Bauer mit seinem Vieh die Maiensässe bezieht, nimmt er im Frühjahr, Sommer und Herbst gerne eine oder mehrere Katzen mit sich. Wenn dort oben Leben einzieht, tanzen die Mäuse wieder. Abfälle aller Art werden frei. Man fragt sich dann, womit sich die Mäuse in den langen Wintermonaten ernährten? Nun werden sie aber leicht eine Beute der Katzen, die ihrerseits dort oben mit Milch, Käse und Rohfleischresten ihre schönsten Tage verbringen. Sie erfreuen sich unbeschränkter Freiheit, wandern über Feld und Wald und gelan-

gen auch in andere Maiensässhütten. Zu betonen ist, dass die Katze sich nur in ihrer gewohnten Umgebung heimisch fühlt und sich in dieser Hinsicht vom Hund stark unterscheidet. In den Maiensässen verwildert sie leicht, kommt am Schlusse der Fütterungs- oder Heuzeit nicht mehr nach Hause zurück und geht zugrunde.

Das eigenartig hartnäckige Verhalten der Katzen, das verschleierte Herumirren neben Zügen einer vollkommenen Häuslichkeit, weiter das nächtliche allzulaute Gebaren, lässt sie oft als heilbringendes oder auch unheilvolles Wesen erscheinen. In der romanischen Literatur erscheint sie in einer Groteske von Carli Fry als *Gat malspirtau*. Die schwarze Katze gilt als geheiligtes Tier, die rotgefleckte glückverheissend. Noch in vielen anderen abergläubischen Vorstellungen ist sie mit dem Menschen verbunden.

Der ärgste Feind der Katzen ist der Mensch selber. Die zählebigen Katzen, die 15 oder 20 Jahre alt werden können, müssen dann doch einmal weggeschafft werden. Man war also früher froh, wenn eines Tages die Kessler, Pseudozigeuner oder Katzenstrekker im Hause erschienen, so einmal in der Scheune meines Onkels, um mit den Knechten um Katzen zu feilschen. Wir Kleinen wussten dann, dass schleunigst zu verschwinden war, da uns mit der gleichen Massnahme des ‘Streckens’ gedroht wurde. Diese Drohung erfolgte, um uns einzuschüchtern, aber auch, um uns während der Vollstreckung wegzuhaben. Die Kessler verspeisten nicht nur diese älteren, ausgedienten Katzen. Wenn mitunter eine jüngere im Dorf nicht mehr miaute, ahnte man den Weg, den sie gegangen. Früher nisteten sich Kesslerfamilien und -sippen in unsere Dörfer ein, besonders während des Winters. Sie hausten in Ställen und verfallenen Hütten, flickten und werkten unter schützenden Vordächern von Backöfen und Scheunen. Arbeit holten sie in den Häusern der Bergbevölkerung: Kessel, Krüge, Regenschirme und weiteres Geschirr wurde geflickt; sie brieten allerhand Leckerbissen, darunter auch Katzenfleisch. Solche Kostproben erhielten während der Schulpausen die gaffenden Buben und Mädchen. Sehenswert waren vor allem die vielen Hunde, die Pferde, die mit den Kesslern eine Familie bildeten.

Dass früher ärmere Familien zu Katzenfleisch Zuflucht nahmen, wird immer wieder berichtet. In gewissen Talschaften und Dörfern macht man heute auch unter wohlhabenden Leuten kein Hehl daraus, mitunter einen Katzenfleischschmaus zu veranstalten.

Die stark veränderte Wohnkultur der Bauern in den letzten Jahrzehnten hat die Mäuse fast ausgerottet. Die Katzen, wenn auch in geringerer Zahl vorhanden, werden trotzdem gehalten. Die Kessler aber fahren heute in behäbigen Wagen umher. Die Nachfrage nach Katzen, Katzenfleisch, Kesseln zum Flicken ist verstummt. Die Kessler haben heute bessere Tage!

Wie Hund und Katze! In demselben Bauernhaus wohnend, sollten sich beide vertragen können. Oft werden sie sogar dicke Freunde. Es gibt aber Fälle, in denen zwei so verschiedene Tiere sich ständig bekämpfen.

Der Hund ist ein uralter Bewohner unserer Gebirgsgegenden. Als Haustier im Bauernbetrieb übt er verschiedene Dienstleistungen aus, ist jedoch kaum von grosser Bedeutung in Be hausungen geschlossener Siedlungen. Er liegt oft faul umher, macht sich kaum bemerkbar ausser mit Erkenntlichkeiten gegenüber den Hausbewohnern als Begleiter und Helfer bei der Viehherde; er verursacht aber auch Sorgen, falls er süchtig wird, den Schafen, dem Wild nachjagt. Sobald er aber für eine bestimmte Aufgabe aufgerufen wird, ist er augenblicklich bereit, Grösseres zu vollbringen. Anders steht es mit den Jagdhunden, die als solche verhältnismässig kurze Zeit eingesetzt werden können. Sie sind für die Niederjagd abgerichtet, für ihre Tätigkeit von Natur aus geeignet. Sie sind ihrem Betreuer äusserst zugetan, reagieren auf jeglichen Wink. In der Jagdzwischenzeit wird dieser Hund unwillkürlich zum Haushund, müsste sich auch im Freien bewegen können, macht aber dann, unbeaufsichtigt, gerne gefährliche Eskapaden in Feld und Wald. Er ist mit seinem grossen Laufvermögen viel gefährlicher als der Haushund. Solche unliebsamen Entwicklungen belasten und trüben das Verhältnis zwischen dem sonst so geschätzten Hund und seinem Gebieter.

Der Wanderer durch unsere Dörfer wird kaum jemals durch bellende Hunde aufgeschreckt, höchstens wenn er sich Ferien-

häusern nähert, wo mehr zu schützen ist als bei dem einfachen Bauern.

Recht versteckt, selbst für den Einheimischen, erfolgen eifriges Markten und Feilschen um den Kauf oder die Miete von Hirtenhunden. Sie setzen sich zusammen aus dem allgemeinen Hundebestand der Gegend. Aus den verschiedenen Würfen werden bereits die kleinen Hündlein für den interessierten Hirten bereitgehalten, und dann durch ihn, der späteren Aufgabe entsprechend, dressiert. Dieses Handeln und Verhandeln spielt sich ganz im Stillen ab. Ein guter Hund ist für den Hirten Gold wert.

Jeder Hund hat seine Geschichte. Wir erwähnen hier kurz, was ein Hirt, Paul Duff aus Sumvitg, der 29 Sömmерungen auf surselvischen Alpen durchstand, mit seinen 4 Hunden erlebte, wie er sie ausbildete und zurichtete. Jeder von ihnen hatte seine besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten. In besonders heiklen Situationen wuchsen diese zu erstaunlichen Leistungen an. Mich interessierte nach seiner Demonstration der Pfiffarten, wie die Hunde solche Gehörsäusserungen in Taten umsetzten, auf Rufe und Zurufe, auf Schwenkungen und Zeichen mit dem Stock, mit der Hand oder dem Hut antworten würden; ob sie richtig manövrierten, um die Herde zu verlegen, sie zu versetzen, zur richtigen Weide zu führen, aus unerlaubten Wiesen und Weiden zu treiben; wie dies in Bögen, in Zangenbewegungen bewerkstelligt wurde, und wie sie agierten, dass Gruppen von Schafen beispielsweise aus Felsen und Klüften herausgeholt wurden, ohne zu drängen und zu gefährden, selbst bei Wind und Wetter, Krachen und Pfeifen von Blitz und Donner.

Der erste Hund war bereits 3 Jahre alt. Er stammte aus dem Val Mulinaun, dem Tal der Mühlen, und wurde mit einem ganz jungen aus einem Gehöft ausgetauscht. Diesen Handel hat der 16-jährige Hirt gegen den Rat des Vaters, auf eigene Verantwortung bewerkstelligt. Er war aber ausserordentlich geschickt im Umgang mit Hunden, so dass er diesen eingefleischten Landstreicher, der sich bis anhin von Hühnerhof zu Hühnerhof begeben hatte, um Eier zu fressen, doch noch zu einem herrlichen Hund erziehen konnte. Der von Haus aus intelligente Hund musste nur richtig und vom rechten Mann eingesetzt

werden, um seine Fähigkeiten entfalten zu können. Eine seiner Haupteigenschaften war, auf jeden Befehl strikte zu gehorchen, weiter: nie hartnäckig und renitent zu sein. Er war einzigartig im Holen einer weitentfernten und verstreuten Herde. Holen ist schwieriger als Jagen und Drängen. Auf dem stundenlangen Gang zur Weide liess er beispielsweise keine einzige Ziege zurück. Dazu war er gutmütig. Man durfte ihn ohne Bedenken nachjagen lassen, da er Tiere nie biss oder unnötig hastete.

Mit 17 Jahren war Duff Hauptziegenhirt in der Alp Rentiert im Valtenigia. Ohne diesen Hund hätte er in so jungen Jahren diesen Dienst eines 22-jährigen kaum annehmen dürfen. Bei rauen, regnerischen Nächten verzogen sich die 280 Ziegen, die täglich morgens und abends zu melken waren, zusammen mit einer beträchtlichen Zahl von Jungziegen und Zicklein unter die Felsköpfe und Tannen oberhalb der Alphütte. Weit und breit war für sie sonst kein Schutz vor Wind und Wetter zu finden. Sobald der Hirt morgens etwa um 5 Uhr aufwachte, öffnete er dem Hund die Türe, der dann ohne besondere Befehle hinauf zu den Ziegen rannte, die Örtlichkeiten durchstöberte, den Tierbestand herbei lockte, und alles in schönster Bewegung bis zur Hütte brachte. Bis der Hirt fertig angezogen war und die Schuhe gebunden hatte, war die Herde in der Staffel. Bei schlechtem Wetter hielt der Hund während des Melkens Wache, was auf drei Hirten verteilt gut zwei Stunden dauerte. Er liess auch gegen den Schluss hin keine Tiere ausbrechen.

Bereits im selben Herbst ist dieses gute Tier draussen im Tal von der rätischen Bahn überfahren worden. Der Hirt bemerkte nach 45 Jahren, er schäme sich nicht zu sagen, dass er damals für seinen Hund geweint habe. Dies war ein Wolfshund gewesen, der erste ‘Prinz’ des Hirten.

Der zweite Hund hiess Fido, war ein Appenzeller Bless, erhalten als ganz junges Tier vom Jagdaufseher. Hätte man ihn als Haushund liegen lassen, wäre nach einigen Jahren schwerlich etwas Rechtes aus ihm geworden. Nun war der junge Mann als Galtviehhüter im Tennigerbad angestellt worden. Damals war es nicht üblich, Hunde für das Grossvieh zu verwenden. Bisswunden an Kuheutern sind weit schwerwiegender als an Ziegen. Er nahm aber den Fido doch mit, trotz des Murrens der Bauern,

die nachträglich dann und wann unter dem Vorwand, das Vieh in der Alp zu besichtigen, das Verhalten des Hundes verfolgen wollten. Doch nie geschah etwas Beunruhigendes, im Gegenteil, man war erstaunt über das gescheite Anpacken des Hundes. Obwohl er für das Grossvieh abgerichtet worden war, machte es ihm nichts aus, auch als Schaf- und Ziegenhirt zu dienen.

Dieser Hund hatte eine ausserordentliche Gabe. Er war imstande, das Vieh einzeln über schmale und gefährliche Klippen, Geröll- und Felsenpfade zu leiten. Wenn ein Tier dabei anhielt um mit dem nachfolgenden zu kämpfen, oder weitere Kühe Unordnung stiften wollten, brauchte er aus einer gewissen Entfernung nur kurz zu bellen, etwas vorzurücken, und alles ging wieder wie am Schnürchen. Solche Wege führen oft zu steilen Rasenbänken in den Felsen. Eines Tages machten Bauern den Hirten auf einen gefährlichen Gang der Kühe aufmerksam. Sie lagen in steilen Felshängen und -klüften. Zum Erstaunen der Bauern schickte der Hirt den Fido hinauf in die Felsen. Er nahm den Weg in der Gegenrichtung weit im Bogen in Angriff, drang sachte zu den Tieren vor, und mit leichtem Bellen bewegte er sie zur Um- und Rückkehr. Und die Bauern erstaunt: «Das ist ein herrlicher Hund!»

Im Herbst, nach der Alpentladung, wurde dieser Hund dem Heimhirten für die Schafherde überlassen, desgleichen im nächsten Frühjahr. Als der Hund bei der Bestossung der Schafherde nicht dabei war, ahnte der Besitzer nichts Gutes. Abends erschienen Buben und der Dorfmeister mit dem kranken Tier. Es liess den Kopf hängen. Wohl nahm ihn der Grosshirte und Besitzer in die Alp mit. Es wurde mit ihm immer schlimmer, so dass der Hirt ihn erschiessen musste. Ob der Heimhirt den Hund mit dem Stock geschlagen oder ein Tier es verletzt hatte, konnte nie ermittelt werden.

Nach diesen zwei Hunden wollte der noch jugendliche Paul Duff seine Tätigkeit als Hirt aufgeben. Im Winter arbeitete er in einer Bauschreinerei. Einen dritten Hund wollte er nicht mehr dressieren. Trotzdem konnte er im Frühjahr einem neuen Angebot nicht widerstehen. Diesmal war er alleiniger Herr und Meister in der Alp Lumpegna. Den dritten Hund erhielt er von seinem Bruder, der zuweilen Schafhirt war, aber ihn nicht fort-

während brauchte. Der Hund musste aber für die neue Aufgabe, für die Hütung von Rindvieh, angelernt werden.

Dieser zweite Prinz, ein richtiger Wolfshund, war wie geschaffen für den Umgang mit jungen Lämmern, die nicht mit wollten. Solche Tiere versuchte er mit der Nase zu beschüffeln und dann zu schupfen. Andererseits war dieser Prinz ein scharfer Hund, nicht im Verband, wohl aber, wo es hiess, ver einzelte Schafe einzufangen. Nicht dass er gebissen hätte, entwickelte aber gerne zu rasches Tempo, was die Tiere übermäßig hetzte und in Gefahr brachte. Mutterschafe hassen die Hunde ausnahmslos. Wollte da einer etwa nachhelfen, sich nähern, wurde er vom Schaf angegriffen. In einem Fall erging es auch dem Fachmann für Lämmer schlecht. Als er sich einem Leitschaf mit Jungen nähern wollte, erhielt er so heftige Kopfstösse in die Rippen, dass er die Halde hinunterflog. Dieses Alpschaf stammte aus einem weitentfernten Ort. Als es im nächsten Frühjahr aus dem Viehwagen kam, um mit vielen anderen die Alp von neuem zu beziehen, erkannte der Hund das böse Schaf aus Hunderten von Schafen und wollte es augenblicklich angreifen. Während des ganzen Sommers hatte er dieses Schaf auf dem Strich.

Die Lämmlein gehen bereits einige Stunden nach ihrer Geburt der Mutter nach. Sie gehen aber noch nicht mit der Herde, bleiben im Stall oder auf der Weide beiseite. Wie der Prinz einmal eine Gruppe von lustig hüpfenden Lämmern weit hinter der zu Tale fahrenden Herde aus dem Schattenbereich verkrüppelter Tannen und Föhren herausholte und sie nach vorne trieb, wurde von einer benachbarten Alp durch ein Fernrohr mit Bewunderung verfolgt. Wenn die Lämmer etwa einen Monat alt sind, versammeln sie sich gerne und lassen sich mit ihren kecken Sprüngen leicht ablenken.

Auch dieser Hund wurde krank. Der Rücken wollte seinen Dienst nicht mehr tun. Er musste erschossen werden. Hirtenhunde sind vielen Gefahren ausgesetzt, erhalten oft Hiebe durch das Vieh, durch rohe Hirten. Ihre Läufe sind anstrengend. Sie sind auch allen Witterungen ausgesetzt.

Daraufhin kaufte der Hirt einen vierten Hund, ein bereits erstarktes Tier, das später, einmal ausgewachsen, beinahe alles

konnte. Es half dem Hirten das Vieh sammeln, hütete mit den Buben gleichzeitig die Schafherde auf der Alp und war sehr zuverlässig auch unter der Obhut anderer Hirten. Sein Gebieter musste nur sagen: «Geh, geh!» und schon wusste er, dass er dem neuen Hirten, auch wenn die Aufgabe Wochen dauerte, treu zu dienen hatte. So wurde er einmal für einige Tage Schafhändlern und Maklern übergeben, wo er auf einer grossen Reise eine Schafherde zu überwachen und zu treiben hatte. In solchen Fällen hat ein Hund Unermessliches zu leisten, und die Nelly, so hiess der Hund, arbeitete überhaupt immer, ohne Unterlass, ohne Befehle, holte während der Reise Gruppen von Schafen von der Strassenmauer herunter, von der unteren Böschung oder Wiese und Weide herauf, drängte hinten, bremste vorne, gab der sich dahinwälzenden Lawine die richtige Gangart an. So ist es nicht verwunderlich, dass Paul Duff 200 Franken für den Hund geboten wurden. Der Hirt aber lehnte ab: «Auch nicht für 400! Macht schnell und schickt mir meinen Hund wieder!» Die Interessenten mussten verzichten. Per Post und Bahn kam das Tier in einer Kiste in Disentis an.

Es ist klar, dass solche Hunde immer wieder von anderen Hirten, Händlern und Vermittlern angefordert werden. Eine Herde von etwa 350 Schafen war um Mitte Juni von Ruschein auf dem Weg nach Disentis, um dann mit vielen weiteren die Alp Lumpega zu beziehen. Infolge grosser Hitze und Müdigkeit blieb die Herde bereits in Trun stecken, rettete sich dann mit äusserster Anstrengung bis vor Sumvitg. Die letzten 10 von insgesamt 34 km waren einfach nicht mehr zu schaffen, da nicht nur Hirten und Schafe, sondern auch der Hund vollkommen erschöpft war. Nichts konnte mehr die darniederliegende Herde in Bewegung setzen. Da kam dem Hirten ein guter Gedanke. Von Sumvitg aus telefonierte er dem Älpler und Besitzer der Nelly, er möge schnell mit seinem Hund zu Hilfe eilen. Mit einem Fahrrad und dem hintendrin laufenden Hund wurde die Herde in kurzer Zeit erreicht. Der Hirt aus Disentis ging mit dem bellenden Hund mitten durch die Herde und wieder zurück. So wurden alle Schafe durch den Hund in Bewegung gesetzt und erreichten ihr Ziel.

Nach 9 Jahren schloss der Hirt Paul Duff seine Arbeit in der Alp Lumpegnab, übergab den Hund endgültig einem St. Galler Bauern, welcher Viehtransporte vom Unterland in die erwähnte Alp organisierte. Wenn sein Hund anderen Hirten diente und dann wieder zurückkam, sprang er so heftig gegen seinen Herrn, dass er fast umgeworfen wurde. Dieses Mal über gab er seinen Hund dem neuen Herrn auf dem Bahnsteig für immer! Der Unterländer Bauer wollte zuerst nicht glauben, dass der Hund ihm folgen würde, ohne angebunden zu werden. Der Hirt brauchte nur zu sagen: «Geh nur, geh nach» – und sogleich stieg er, wenn auch traurig, die Stufen hinauf in den Bahnwagen und setzte sich unter die Bank, auf welcher der neue Besitzer sass. Der Hirt verabschiedete sich und verliess fluchtartig den Bahnhof, damit niemand die Tränen in seinen Augen sehe. Der Hund fuhr ungebunden talwärts. «Einen Hund wie die Nelly gibt es kein zweites Mal», betonte Paul Duff immer wieder. Er hatte ihn weggegeben, da er sich nun in Chur niederliess. Er wusste aber, dass er in gute Hände kam, auch dass die schönste Zeit seines Lebens droben in den Alpen nun vorbei war.

Diese etwas ausführliche Erwähnung eines Einzelfalles zeigt, wie vielfältig und eindrücklich Beziehungen auch zwischen einzelnen Hirten und Hunden sein können, von denen die Allgemeinheit nichts vernimmt. Hunderte von anderen Beispielen könnten angeführt werden, jedes mit ähnlichen, aber auch mit sehr abweichenden Aussagen. Überall würde, trotz der strengen Zucht gegenüber den Hunden, eine grosse Anhänglichkeit und Liebe zu diesen wertvollen Tieren zum Ausdruck kommen, Paul Duff sieht bereits in der Erhebung des Zeigefingers einen ernsten Verweis für den Hund. Einem Hund scharf in die Augen schauen bedeutet Zurechtweisung. Dies verträgt er schlecht; den Hund gewohnheitsmäßig an den Ohren reissen, macht, dass er mit der Zeit schlecht hört und nur mehr beschränkt wichtige Aufgaben lösen kann, da er dann Anweisungen und Pfiffe nicht hört oder sie nicht voneinander unterscheiden kann. Mit der Rute darf ein Hund nur in äussersten Fällen geschlagen werden, mit dem Stock nie. Bei der vorübergehenden Übergabe von Hunden an neue Betreuer darf dieser

Letztere ihn nie grob behandeln, sonst kehrt er zum Besitzer zurück.

Das Tier in einer bäuerlichen Landschaft muss einem wirklichen Zweck entsprechen, dem Menschen dienen und nützen. Je grösser der Nutzen, desto eindeutiger die Wertschätzung des Tieres. Züchter, Wissenschaftler, Zuchtgenossenschaften überwachen seit Jahrzehnten die Belange der Bauernschaft durch gezieltes Handeln, durch Schulung aller Art, um die Zucht einträglicher zu machen. Dass der Staat die Hand im Spiel hat und manchmal kenntnislos einschreitet, ist mehr als bekannt.

Die Bedeutung des Pferdes für den Bauern vergangener Zeiten soll hier nur kurz zusammengefasst werden. Die Säumerei, die emsige Verwendung des Kutschenpferdes über Landschaft und Pässe im Dienste des Fremdenverkehrs vor 1914 bestehen nicht mehr. Neben dem Ochsengespann spielte das Pferd eine überhöhte Rolle, besonders im Dienste des begüterten Bauern. Seit Menschengedenken gehört die Haltung eines Pferdes zur Pflicht eines Zusenns droben auf der Alp. Es besorgt den Transport des Proviante aus dem Dorf bis zur Alp, trägt das Holz, das zum Käsen und Kochen verwendet wird. Neben dem Fuhr- und Saumpferd spielte im 19. Jahrhundert die Pferdepost eine grosse Rolle in unseren Talschaften ohne Eisenbahn, später von den Talzentren in die Dörfer und Seitentäler. Die vielen Weidenamen wie: *Plaun de caval*, Pferdeboden, lassen auf frühere starke Inanspruchnahme des Pferdes schliessen.

Es gab Ortschaften, in denen das Heu fast ausschliesslich in Heubündeln zur Scheune getragen wurde. Nicht weit davon entfernt, je nach Lage und Überlieferung, zogen Ochsen- oder Pferdegespanne die Heuwagen zum Heustadel. Pferde wurden auch billig für die Hausmetzg angekauft, gemästet und geschlachtet. Der damalige Bauer mit grosser Familie, mit wenig flüssigem Geld und oft mageren Jahren, musste sich in allen Richtungen behelfen können.

Das Losholzziehen spielte früher im Herbst und Winter eine grosse Rolle im Arbeits- und Versorgungsplan des Bergbauern.

Stundenlange Wegstrecken über Bäche, durch Schluchten bis zu den gezeichneten Schlägen, überforderten in hohem Masse Mensch und Tier. Zu Ochsengespannen gesellten sich Zugpferde, die während des Winters mietweise aus tieferliegenden Talschaften stammten. Dort brauchte man die Pferde nur sommers. Das Holz lag in tieferen Lagen in nächster Nähe. Das Entgelt für die zeitweise Überlassung von Pferden bestand in einer angemessenen Fütterung, in einer guten Behandlung desselben ohne wochenlange Verstallungen, in einer regelmässigen Arbeit im Freien. Auf gute Pferde konnte man sich auch in verwickelten Lagen verlassen. Bei langen und schwierigen Langholzfuhrten aus unwirtlichen Seitentälern war ihr feines Empfinden und grossartiges Verhalten von unschätzbarem Wert. Sie witterten rechtzeitig Lawinengänge und hielten vorher von selbst an geschützten Stellen an, setzten ihren Gang erst dann fort, wenn sich die Gefahr verzogen hatte. Auf der Fahrt durch ein schluchtenreiches Nebental wurde der Postillion vorne auf seinem Sitz von herunterfallenden Steinen erschlagen. Das Pferd zog den Postwagen weiter und hielt erst nach einer Stunde vor der Wirtschaft an, wo jeweilen gerastet wurde.

Das Pferd wurde nicht immer gut behandelt. Besonders Fuhrleute liessen es stundenlang vor den Wirtshäusern stehen, oft des Winters und in verschwitztem Zustand, ohne die berühmte und berüchtigte Pferdedecke über dem Rücken, ohne Futterzugabe im beweglichen Pferdetrog. Im allgemeinen aber wurde das edle Tier sehr geschätzt und dementsprechend behandelt. Ein mageres, zerschundenes Pferd zu besitzen war keine grosse Ehre. Es wurde dann reichlich für Spott und Hohn gesorgt und mit Kesslerpferden, Klepper und Schindmähren der Zigeuner verglichen, die oft besser zu den Pferden standen als gewisse Schinder unter den Bauern.

Heute werden Holz-, Heu- und Futterfuhrten fast ausnahmslos mit Motoren befördert. Es gibt viele grosse Ortschaften ohne Pferde. Am ersten Maisonntag (6.5.1973) musste für den Landammann im Tavetsch das Reitpferd vom Wohnhaus bis hinauf zur Bahn, aus Sumvitg heraufbefördert werden. Bei Begegnissen in Mustér/Disentis musste das Pferd zum Ziehen

des Totenwagens aus einer weitentfernten Gemeinde geholt werden. Oft werden die Särge bei grösseren Strecken in Personenwagen befördert und kaum mehr weite Strecken getragen.

Wenn der Hirt Anfang Juni anschickt, sich mit Rucksack, Fernrohr, Hirtentasche und -jacke, mit Hut und Stock bereitzustellen, erwacht der Hund augenblicklich aus seinem häuslichen Winterschlaf, bellt und winselt, macht kehrt und verschwindet mit seinem Gebieter im Seitental, der Alp entgegen. Sehr ähnlich ist das Empfinden des Viehes im Frühjahr, wenn einmal die Zeit zum Aufstieg in die Maiensässe, später bis zur Alp, angebrochen ist. Bereits der Beginn des Frühlings fährt heftig in die Tiere. Dies merkt der Bauernbub beim täglichen Gang zur Tränke. Die Tiere haben vom Stall übergenug. Wenn nun die Bauernbuben beginnen, die Kuhglocken hervorzuholen, sie zu schmieren und einzufetten, da wird das Vieh unruhig, zieht an den Ketten, so dass selbst der ruhige Fütterer sich Sorgen macht. Die Kühe erkennen ihre alten Glocken an dem Ton, strecken beim Anlegen derselben den Hals hin, wenden ihn ab, wenn man eine neue Glocke anhängen will. Wenn der Wechsel sein muss, geht es 8 Tage, bis sich die Kuh an die neue gewöhnt hat. Der Drang nach dem Freien, nach der Höhe ist gross. Die Aussage, wonach eine alte Kuh den Weg zu dem Maiensäss mit solcher Hast einschlug, dass sie über einen Felsen zu Tode stürzte, kann durchaus der Wahrheit entsprechen.

Die Kämpfe der Kühe während der ersten Alptage bis zu dem Zeitpunkt, in dem für alle übrigen die Heerkuh feststeht, gehören im Grunde genommen zu den zwischentierlichen Beziehungen. Dies ändert sich, wenn daraus Schaustellungen gemacht werden. Diese aufsehenerregenden Äusserungen der Tiere interessieren den Bauern aufs höchste. Ob Hähne, Ziegen, Schafe oder Kühe, sie alle kämpfen aus einem inneren Geltungstrieb, oft auch nur aus Freude und in harmloser Art und Weise, also nicht, um den Bauern zu ergötzen und ihn zu erregen. Sie stören vielmehr durch ihre Beeinflussungen den natürlichen Ablauf der Kämpfe. Es bilden sich Gruppen, die

endlich die alte Heerkuh entthronen möchten. Dies kann durch Ankauf besonders kräftiger und kämpferischer Kühe geschehen. Wenn im Allgemeinen, wie bereits bemerkt, die Nützlichkeit eines Tieres beim Bauern die grösste Beachtung findet, spielt beim hochgezüchteten Grossvieh die Geltung, das Ansehen, die sich aus einer erstklassigen Viehhabe ergibt, eine grosse gesellschaftliche Rolle. Früher gab es nicht selten Bauern, die ihr halbes Vermögen einsetzen, um die schönste Viehhabe im Dorf, ja sogar in der Talschaft zu besitzen. Zuchttiere werden noch heute für grosse Summen angekauft, werden auf Ausstellungen und Prämierungen hin gerne verhätschelt, mit Milch und Eierzugaben ernährt. Bei solchen Veranstaltungen rücken die Tiere in den Vordergrund. Was da zwischen Experten, Besitzern und Zuschauern vor sich geht, ist unbeschreiblich.

Die beste Milchkuh einer Alpgenossenschaft, *la miseriera*, ist geschätzt, erhält bei der Alpentladung neben der Heerkuh, *la pugniera*, ihre Ehrungen; sie ist aber wohl nie von unseren Dichtern besungen worden, wie dies mit der Heerkuh geschieht. *La vacca pugniera*, eine Erzählung von Giachen Michel Nay (1860–1920), ist dafür eines der besten Beispiele. Die Niederlage der alten Heerkuh, der *Crutscha* (der Krummhörnigen), wird für deren leidenschaftlichen Besitzer Gion Malerma zum unsagbaren Trauertag. Nach der Niederlage will sie nichts mehr fressen, muss aus der Alp genommen werden, verkümmert immer mehr daheim im Stall, so dass sie abgeschlachtet werden muss. Ihre Hörner werden ob der Stalltür mit der Inschrift angeschlagen: *Pugniera tochen la mort!* – Heerkuh bis in den Tod!

Nach einer Legende, – der des treuen Hirten auf dem Flimserstein, – bläst der *Paster grond* (Haupthirt) in seinem Alphorn, bis ihm das Herz zerspringt. Sein Meister drunten im Dorf, Gion Paul de Flem, muss wissen, dass Räuber aus dem Norden seine ganze Viehhabe gestohlen, die Knechtschaft umgebracht, Stier und Kühe über den Kunkelpass geleitet haben. Noch heute erinnert eine rote Gesteinsader an der Felswand des Flimsersteins an das Blut, das der treue Hirt für seinen Herrn vergoss.

Wie wir sahen, gibt es Hunde, die scharf, sogar bissig sind und damit nicht nur die Haustiere reizen und störrisch machen, sondern auch die Hirten und die Bauernschaft in Mitleidenschaft ziehen. Dabei darf nicht vergessen werden, dass sich auch unterschiedliche Charaktere unter den Tieren befinden, z.T. bösartige Tiere, die den Hirten zur Gegenwehr, zu Misshandlungen durch Schläge verleiten, den Hund zum Beissen in Beine und Euter reizen. In der Erzählung *Cauma stgira* (Finsterer Ruheplatz) von Toni Halter geht der Hass des Ziegenhirten gegen eine boshaftes, widerspenstige Ziege so weit, dass er sie heimlich umbringt und im Verborgenen verscharrt. In der Kindererzählung *Las sis ansolas* (Die sechs Jungziegen) beschreibt P. Flurin Maissen Begebenheiten aus seinen Knabenjahren, einen schwierigen Alpgang mit sechs störrischen Jungziegen. Die zwei mitbeorderten grösseren Mädchen verstoßen bei ihren Anordnungen ständig gegen die Eigenart der leicht überbordenden sechs Tiere. Die Ziegen versteigen sich, während die drei Menschlein unten am Felsen ihnen machtlos gegenüber stehen, bis der kleine Knabe in Abwesenheit der davongelaufenen Mädchen endlich ‘vernünftig’ handeln kann und die Zicklein durch die Fiktion des ‘Nichtmehrdabeiseins’ aus den Felsen herunterlockt.

Ob es sich um zumutbare Inanspruchnahmen eines Tieres oder um Tierquälerei handelt, ist oft schwierig zu entscheiden. «Schont die Zugtiere!» wird vom Bauern oder Fuhrmann anders gedeutet als von Mitgliedern der Tierschutzkommission oder von einer Stadtdame. Ein Bauer, der hurtig mit Pferd am zweirädrigen Mistkarren den steilen Bergpfad hinaufging, wurde von einigen unerfahrenen Städterinnen als Tierquäler bezeichnet. Für uns Bergler war diese Inanspruchnahme vollkommen normal. Hätte der Bauer das Fuder selbst hinaufziehen sollen? Ein junges Pferd, das richtig gefüttert, auch bisweilen ein Mass Hafer erhält, kann, ja muss seine Kräfte anspannen können, genügend Bewegung haben, um gesund zu bleiben.

Wie wenig Leute aus dem Stadtbereich heute die Arbeit mit und an Tieren kennen, zeigt der Ausflügler, der in einer Alp

die Sensation des Melkens erleben wollte. Diesen Gefallen gewährte ihm der Senn, reichte ihm den einbeinigen Milchstuhl, verwies ihn zu einer leicht zu melkenden Kuh hinter einem Hügel. Nach einer halben Stunde kehrte er unverrichteter Dinge zurück und meinte: «Diese Kuh kann ich nicht melken. Sie will sich nicht auf den Melkstuhl setzen!» – Ein unwissender Wandersmann fotografierte eine Gruppe von Kornhisten und liess das Bild im ‘Beobachter’ erscheinen mit der Legende: «Schutzwehr gegen Lawinen». Ein anderer erklärte seinen Freunden, dass an diesen Gestellen Schinken und Bindenfleisch aufgehängt und getrocknet würden.

Harte Eingriffe verschiedener Art, die selbst die Natur des Tieres berühren und verändern, sind oft nicht zu vermeiden. Durch Jahrhunderte hindurch sind sie praktiziert worden. Dadurch hat der Mensch das Tier in noch differenzierterer Art zunutze ziehen können. Dazu gehört das Beschneiden von jungen Widdern, Ziegenböcken, von männlichen Kälbern, die Gelzung von Schweinen etc. Auch Hunde und Hähne, selbst Katzen und Pferde wurden und werden noch heute dieser harten Prozedur unterzogen. Solche Eingriffe, besonders bei älteren Tieren, sind nicht ungefährlich. Heute ist der Tierarzt erreichbar. Die Kosten sind nicht gering. In jedem Dorf sind aber Vertreter, die diese Aufgaben tadellos lösen, oft Leute, die kaum die ersten drei Primarschulklassen bestanden haben. Die verschnittenen Tiere sind für die Mästung vorteilhafter, auch ausgeglücklicher in ihren Leistungen als Zugtiere, die Hunde zuverlässiger, die sich sonst zeitweilig davonmachen.

Eine ganz andere Art von Eingriffen, mehr äusserlicher Art, bezogen und beziehen sich z. T. noch heute auf die Zeichnung der Haustiere. Jeder Bauernknabe kennt sein eigenes Vieh aus Hunderten von Tieren, seine Kälblein aus der Herde gleichaltriger und einander sehr ähnlicher Tiere. Trotzdem sollten alle Tiere an den Ohren gekennzeichnet werden, da im Sommer Herden entstehen und Hirten und Alpgenossen den Besitzstand kennen müssen. Bei Unfällen, Abgängen, Verirrungen etc., muss man wissen, wem die Tiere gehören. Der Hirtenknabe weiss bereits, dass den oben im Gebirge verunfallten Ziegen und Schafen beide Ohren abgeschnitten werden

müssen und im Dorf unten vorgewiesen werden sollten. Die Versicherungsgelder fliessen nur bei einigermassen realen Beweisen und Unterlagen.

Die Markierung der Ohren besteht aus mannigfachen Formzeichen: Ausbuchtungen, Einkerbungen, Ein- und Ausschnitten, aus Winkeln, Lochungen und weiteren Ohrenzeichen. Die Ausschnitte können sich auf das linke oder das rechte Ohr beschränken, aber sich auch auf beide erstrecken. Dadurch entsteht eine beträchtliche Anzahl von Möglichkeiten, die für eine ansehnliche Körperschaft oder Gemeinde, sogar für eine ganze Talschaft genügen könnte. Die verwendeten Zeichen sind seit Jahrhunderten Rechte der einzelnen Familien und ihrer Nachkommen. Durch Erweiterungen oder Hernahme von Formen aus der Verwandtschaft, die nicht mehr Bauernbetriebe innehaben, vermehren sich die Möglichkeiten der Zeichengabe. Diese ganze Angelegenheit betrifft aber auch die Gemeinschaft. Deshalb liegen die bezüglichen Verzeichnisse im Gemeindearchiv oder bei den Vorstehern.

Lämmer und Zicklein, die im Stall geboren werden, zeichnet selbstverständlich der Bauer, auch seine Kälblein. Auf der Alp zur Welt gekommene Tiere muss der Hirt zeichnen. Der Heimhirt, der abends seine Schafherde auf der Weide einpfercht, muss dem Besitzer Mitteilung machen, wenn ein Lamm auf der Weide geboren wurde. Das Lämmchen wird nach Hause getragen, das Mutterschaf folgt ihm. Beide müssen einige Wochen gut gepflegt werden, vor allem, wenn es sich um Zwillinge handelt. Der stärkere Milchentzug verlangt eine besondere Fütterung der Mutter. Hirt und Besitzer müssen besonders bei jungen Müttern aufpassen, dass sie auf der Weide und auf der Alp die Kleinen nicht einfach verlassen und sie verhungern lassen oder anderen Gefahren aussetzen. Die Füchse lauern auf Lämmer. Die Lämmergeier haben ihren Namen ebenfalls nicht umsonst. Auf der Alp sind die Verhältnisse anders; die Lämmlein und Zicklein müssen dort oben bereits einige Tage nach ihrer Geburt gezeichnet werden. Schon nach wenigen Stunden laufen die Kleinen den Müttern nach, werden im Freien und in der Weite der Alpen, ohne Aufsicht, recht schnell wild und kaum mehr einzufangen. Ohne sofortige Zeichnung würde man

später kaum mehr wissen, zu welchen Müttern, beziehungsweise Besitzern, sie gehörten.

In einigen Ortschaften war es Brauch, die Ohren des Gross- und Kleinviehs am frühen Morgen des Karfreitags insgeheim zu schneiden. Dies geschah im Stall. Die Blutstropfen sollten an das Leiden Christi erinnern. Diese sakral anmutende Handlung sollte die Tiere vor Unglück und Krankheit schützen. Da die meisten Jungtiere nach Neujahr bis in den Frühling hinein geboren werden, ist dieser Tag auch zeitlich ordnungsgemäss.

Die Einschnitte werden meistens mit einem Sackmesser ausgeführt. Als Unterlage dient ein Stückchen Holz oder Schindel, auf der Alp auch ein flacher Stein. «Die zarten Ohren schneiden sich wie durch frische Butter, ein kleines Jucken, und schon ist's vorbei, nicht der Rede wert», meinte ein Gewährsmann. Etwas Fett daraufgestrichen soll die Heilung beschleunigen, die Stelle vor Infektionen bewahren.

Beim späteren Kauf oder Tausch verursachen die Markierungen Unklarheiten und Schwierigkeiten. Man versucht dann die etwas verwachsenen früheren Zeichen durch Überschneidungen in neue Formen zu verwandeln. Dies gelingt nicht immer. Durch Farbtupfer am Körper bleibt eine weitere Möglichkeit offen, die Tiere erkennbar zu machen. Nicht alle Bauern zeichnen das Grossvieh an den Ohren. Die Erfahrung bestätigt immer wieder, dass dies beim Kleinvieh eine Notwendigkeit ist. Ein besonders Gescheiter hatte sich vorgenommen, die lästige Arbeit des Schneidens zu unterlassen, Er sagte sich: «Wenn alle zeichnen, brauche ich es nicht zu tun!» Da geschah es aber, wie so oft, dass sich auch einige seiner Schafe mit solchen von Nachbaralpen vermischten und nicht mehr zur Stammherde zurückkehrten. Dadurch verlor er den Anspruch auf die Tiere und die Neugeborenen...

Verirrungen, falsch erwischt Abwege, Schnee-Einbrüche etc. können Schafe und Ziegen verschlagen. Sie werden dann von den Besitzern, Hirten und Bekannten mit grosser Hingabe und unsäglichen Strapazen bis hoch im Gebirge gesucht. Wir können uns heute kaum vorstellen, was auch schon das kleinste Tier für den Kleinbauern von früher bedeutete. Die Tiere konnten sich mit anderen zusammen in fremde Dörfer und

Ställe verirren. Die vorübergehenden Betreuer veröffentlichten dann Art der Tiere und Zeichen in den Zeitungen. Sie wurden dann abgeholt, und für längere Verfütterung wurde eine angemessene Entschädigung verabreicht.

Von der Pflicht der auf der Nase eingekochten Querstrichen beim Klein- oder Schmalvieh wurde bereits vor Jahrzehnten Abstand genommen. Noch vor etwa 10 Jahren gab es Nachzügler. Heute erachtet man dieses Verfahren als schmerhaft und unnötige Quälerei. Jeder Bauer verrichtete diese Arbeit selber an seinen Tieren.

Die verschiedenen Brenneisen wurden in der Bauernküche, vor dem Backofen, vor einer offenen Feuerstelle auf die Glut gelegt, dann abwechselungsweise eingesetzt, bis alle Schafe gezeichnet waren.

Ich erinnere mich, wie mein Grossvater und mein Onkel diese Arbeit ausführten, dann die Wunden mit «Unschlitt», Butter oder einer Speckschwarte behandelten, um die Schmerzen zu lindern. Nach einigen Tagen waren die Wunden vernarbt und die unangenehme Arbeit für ein Jahr vergessen. Dann kamen die Jungen daran, manch altes Tier erhielt Ausbesserungen.

Die Gemeinde Brigels/Breil bestand und besteht noch heute aus drei Fraktionen. Der Hauptort oben auf der Terrasse war zu einer Brandnarbe, die mittlere Ortschaft zu zwei und die im Talboden liegende zu drei Querstrichen verpflichtet. Bei dieser Zeichnung handelte es sich mehr um eine schnell übersehbare Ortsorientierung. Der eigentliche Besitzer konnte damit nicht ermittelt werden. Bei Verirrungen war so augenblicklich klar, wo eine solche Gruppe hingehörte. Bei der Schafscheide nach der Entladung war sogleich ersichtlich, nach welcher Fraktion die Schafe zu lenken waren. Solche Eingriffe waren auch für den harten Bauern nicht ein Vergnügen. Sie entsprachen scheinbar den damaligen Bedürfnissen und sind aus den besonderen Verhältnissen jener Zeit zu deuten und zu verstehen.

Eingriffe seitens des Menschen erfolgen auch, um schädigende Einwirkungen durch Tiere in Stall und Feld einzudämmen und zu beseitigen, ferner, um die Arbeit des Tieres für den Menschen zu fördern, wirksamer zu machen. So etwa das

Beschlagen der Pferde, früher auch der Zugochsen, das von den Dorfsmieden ausgeführt wurde. Besonders beim Einbruch des Winters gab es vor den Dorfsmieden ein grosses Gedränge, da die vielen Pferde vor Vereisungen geschützt werden mussten. Dies geschah durch Spitzen der Hufeisen. Dazu gehörte auch die Huf- und Fusspflege der Tiere. Die verschiedenen Einrichtungen und Methoden, um diese Arbeiten an Kühen, an Ziegen und besonders an Schafen einigermassen fachgemäss auszuführen, waren einfach, verursachten jedoch manche Schwierigkeiten. Die Zehen der Schafe sollten während des Winteraufenthalts im Stall zweimal behandelt werden, da ohne normale Betätigung und Bewegung im Freien das Wachstum der Klauen gross ist und das Gehen sehr behindert. Als Quälerei darf man bezeichnen, wenn Schafe deshalb im Frühjahr ihr Futter an Halden auf den Knien suchen.

Grösste Beachtung findet in einer Bauerngemeinde der Zuchtstier. Der Zuchtstierhalter hat oft seine liebe Mühe, dem überbordenden Verhalten Meister zu werden. Mitunter muss er ihn buchstäblich in die Zange nehmen. Wenn er den Stall verlässt, führt er ihn meistens an der Nasenringzange. Auf der Alp bewegt er sich in vollkommener Freiheit.

Erfreuliches in den Beziehungen zwischen der Herde und den Menschen schaffen die vielen Arten von Kuh-, Ziegen- und Schafglocken. Sie haben einen doppelten Sinn. Ihr Zusammenspiel schafft ein eigenartiges Zusammengehörigkeitsgefühl auf der Alp. Bei Unwetter und Nebeleinbrüchen erleichtern Schellen und Glocken Orientierung und Auffindung von abseits geratenen Tieren. Das Vieh eines Stalles bleibt meistens auch auf der Alp in Gruppen beisammen. Der Hirt kennt alle Glocken. Der Sinn für Zusammengehörigkeit erleichtert ihm seine Aufgabe.

Die grossen Glocken –, sie heissen auf romanisch *zampugn*, von ‘Symphonia’ abgeleitet –, spielten eine besondere Rolle bei der festlichen Alpentladung. Die Kühe waren jedoch nicht froh darüber, wenn sie den ganzen Sommer über solche Lasten um den Hals tragen müssten. Doch gibt es noch heute genügend vernarrte Schellenliebhaber, *narruns de stgellas*, die auch auf der Alp ihre Kühe am liebsten mit den grössten Glocken verse-

hen möchten. Im Stall belegt man gerne während des Winters wenigstens eine Kuh mit einer kleineren Glocke oder Schelle. Doch ist dies nicht überall Sitte. Noch heute wird von manchen Bauern hartnäckig behauptet, dass das Anhaben von Glocken im Stall Wiesel und Schlangen verscheuchen, die sonst an den Zitzen Milch abzapfen oder die Euter anbeissen und vergiften. Die Wiesel können, nach der Ansicht vieler Fütterer, durch Verbrennen alten Schuh- und Glockenriemenleders verscheucht werden. Dieser Geruch soll für sie unausstehlich sein. In enger Beziehung zu den vielen Glocken stehen die Lederhalsbänder. Der feuchte Winterstall setzt ihnen mehr zu als Sonne, Wind und Wetter auf der Alp. Auch aus diesem Grunde werden die meisten Kuhglocken im Winter versorgt, nachdem die Riemen mit Fett eingerieben worden sind.

Die Schweine müssen geringelt, an der Schnauze beschlagen werden, *enferrar pors*. Mit ihren Rüsseln wühlen sie sonst Erde und Holzteile im Stall auf, den Rasen in der Alp, werfen Futter- und Schottentröge usw. um. Die aufregende Arbeit des Ringelns wird meistens durch zwei Männer ausgeführt und scheuchte mitunter das ganze Dorf bereits früh morgens auf. Das Schreien und Grunzen der Tiere entspricht aber kaum den wirklichen Qualen, die sie zu erleiden haben. Geschickte Bauern erledigen diese Arbeit mittels eines dünnen Strickes, einer Zange und 3–5 Ringeln aus Drahtseisen. Ein Ende des Strickes wird vorne nach oben an einem Pfahl oder Balken festgemacht, das andere dem fürchterlich schreienden Schwein ohne Schwierigkeiten in den Rachen und um die Oberschnauze gezogen und geschlauft. Je mehr das Schwein nach hinten zieht, desto stärker wird die Schlaufe anziehen, an den Eckzähnen festgehalten. Durch das starke Ziehen des Tieres nach hinten werden Vorderbeine und Vorderkörper vom Boden gehoben. Der ringelnde Mann hält nun das Schwein rittlings fest und erledigt die Arbeit ohne grosse Anstrengung. Der zweite Mann oder Bub hält Zange und Ringel bereit, so dass dieser Eingriff nicht lange dauert. Allerdings muss aufgepasst werden, die Ringel nicht zu tief in das Fleisch hineingreifen zu lassen. Richtige Handhabung und angemessene Grösse der Eisen sind von Wichtigkeit. Wenn dies doch geschieht, werden die Ringel für das Schwein

so schmerhaft, dass es nicht mehr frisst. Entzündungen können das Tier sogar zugrunde richten, falls die Drähte nicht rechtzeitig entfernt werden. Es muss dann von Neuem geringelt werden.

Vor etwa 30–40 Jahren gab es noch keine bereits vorgeformten Ringel, die man mit einer eigens dazu hergestellten Zange eindrückte. Man kaufte einige Meter rötlichen Drahtes, dessen zugespitztes Ende von unten herauf durch den Knorpelrand der Oberschnauze gestochen und nachgezogen wurde, dann auf richtiger Länge abgeschnitten, die beiden Enden werden mit einer gewöhnlichen Beiss-, Flach- oder Rundzange eingedreht und gesichert. Ob die ältere oder die neuere Art besser war, wird wohl kaum jemals entschieden werden können. Selbstverständlich gab es, je nach Ort- und Talschaft, Abweichungen in der Handhabung des Ringelns.

Jedes Schwein, das in einer Alp eingeliefert wurde, musste geringelt sein. Wurden die Ringel durch Wühlarbeit weggerissen oder abgenutzt, waren die Alpknechte verpflichtet, sie zu ersetzen. Mit den vielen neuzeitlichen Baustoffen in Stall und auch in den Alphütten werden nicht mehr alle Schweine beschlagen. Grosse Schweine brachten manchmal die stärksten Männer in Verlegenheit. In einen Hinterhalt geraten, bäumen sie sich mächtig zur Wehr auf, sperren den Rachen auf und schlagen zu. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn ein Gemeindevorsteher in einer Versammlung seinen renitenten Mitbürger mit folgenden Worten zurechtwies: «Bis heute ist es uns noch gelungen, die dicksten Schweine zu beschlagen!» – Das Fragen einige Damen aus dem Unterland nach dem wahren Sinn und Zweck dieser Ringe er beantwortete der Senn auf der Alp bedächtig mit den Worten: «Bei uns blitzt und donnert es oft fürchterlich. Die Eisenringe an der Schnauze der Schweine sind ihre Blitzableiter!»

Der Bauer muss seine Familie aus den Erträgen seiner Viehhabe, seines Wies- und Ackerlandes, seiner Alpen und Weiden ernähren. Tier und Mensch sind hier untrennbar miteinander

verbunden. Der Bauer muss wirklichkeitsnahe sein, um nicht mit seinen Tieren unterzugehen. Er besteigt kaum die hohen Gipfel seiner Gebirgslandschaft, sieht sie lieber von unten herauf an! Seine Landschaft übersteigt nicht die Marken der direkten Nutzbarmachung. Diese Einstellung, die ihn durch die mannigfaltigen Arbeiten des Pflügens, Säens und Erntens, der Aufzucht und Fütterung seiner Viehhabe, der Behandlung und Verwertung von Milch und Fleisch ständig in Spannung hält, ist nicht unvereinbar mit Liebe und Begeisterung für alles Schöne, das mit dem Besitztum in Verbindung steht; er hält fest an seinen althergebrachten Rechten, begeistert sich vor allem für eine prachtvolle Viehhabe, die auf Schaustellungen eingestuft und strikte bewertet wird. Aus den Festlichkeiten, die das Leben des Bauern umgeben und bereichern, sammelt er neue Kräfte. Tage der Freude und Einkehr sowie des Leides und der Trauer stehen in engster Beziehung zu der Arbeit mit seinen Tieren. Er wird unter anderem auf dem Markt schwere Stunden durchstehen müssen beim Verkauf eines Stücks Vieh. Es wird ihm oft schwer fallen, die beste und schönste Kuh verkaufen zu müssen. Alles kann er aber nicht für sich behalten. Erleichtert wird er und seine Familie sein, wenn wenigstens der Erlös einigermassen befriedigend ist.

Neben dem guten Gelingen und Gedeihen des Viehes schreiten Enttäuschungen, Misserfolge einher. Trotz der Vorsorge und der Beachtung der neuesten Errungenschaften der Aufzucht geraten die Tiere nicht immer nach Wunsch, und der spätere Erlös entspricht nicht den Erwartungen und Hoffnungen des Bauern. In den Alpen ist das Vieh grossen Gefahren ausgesetzt. Unwetter, Unachtsamkeiten seitens der Hirten, waghalsiges Versteigen des Viehes nach besonders würzigen Kräutern und Zufälligkeiten im Gebirge verlangen manches Opfer. Zu Tode gestürzte oder kranke Tiere konnten früher besonders den Kleinbauern zugrunde richten, da noch keine oder nicht genügend ausgebaute Viehversicherungen bestanden. Unglücksfälle in der Alp sind heute noch eine Belastung, auch für die Hirten. Ihre Zuverlässigkeit wird dann bezweifelt, was früher soviel wie Entlassung bedeuten konnte. Noch heute bleiben an vielen Orten die Schmückung und Bekränzung der

besonders auserkorenen Kühe bei der Alpentladung aus. Eine solche öffentliche Diskriminierung ist oft ungerecht, da die Hirschaft den Urgewalten des Gebirges machtlos gegenübersteht. Bei derartigen Unglücken, aber auch schon, um sie zu verhüten, wenden sich die Hirten sowie die Alpgenossen einem höheren Wesen zu, das sie vor Krankheiten und Verderben beim Vieh schützen möge. Auch dem Aberglauben in Verbindung mit dem Verhalten von Tieren ist der Älpler durchaus verhaftet. Schlechte Erfahrungen mit althergebrachten Heilmitteln und besonderen Vorkehrungen zur Gesunderhaltung von Mensch und Tier machen ihn ungläubig, zweifelnd und schwankend in seiner sonst so festen Zuversicht. Da stehen Glaube, Aberglaube und Zweifel eng ineinander verflochten.

Die Frage, weshalb eine Krankheit, der Sturz eines Tieres gerade ihn, den Bauern, treffen mussten, verwirrt ihn. Gebete, Segnungen, Prozessionen und Andachten aller Art sollen Fürbitte leisten. Das Ausstellen von gefüllten Futterkörben vor der Stalltür während der Weihnachtsnacht, das Aufgehen der Jerichorosen, das Aufblühen von Kirschblüten während des Weihnachtsabends, während des Mitternachtsläutens, betreffen Beziehungen zwischen Tier und Mensch. Dazu kommen die noch vor wenigen Jahren gebräuchlichen Ermittlungen des Jahreswetters aus den zwölf Weihnachtstagen, das Ausrufen des *Avemaria dil signun* (Avemaria des Sennen), die Klänge des Alphorns, das Hochkreuz am Rande des Staffels, das Steinmännchen als Behüter der Alpenwelt, das Glockengeläute im Dorf und in der Alp. Das bereits erwähnte Verscheuchen von Wieseln und Schlangen aus dem Kuhstall sowie viele andere Überlieferungen im Zusammenhang mit Tieren werden heute anscheinend gern in den Bereich des Aberglaubens verwiesen. Im Unterbewusstsein halten viele Bergler im Ernstfall doch noch daran fest.

Was von der Kirche aus als segensreich für den Menschen angesehen wird, betrifft zum Teil auch das Tier, das er betreut und von dem er abhängt. Die Kirche segnet am Palmsonntag Weisstannenzweige, *las palmas*, in der Karwoche Salz, Wasser, Kohle, Eier und Käse. Gesegnete Kohle und Palmenzweige werden nicht nur im Haus, sondern auch in die Äcker ge-

steckt. Im Frühjahr erhalten die Kühe einige Male gesegnetes Salz allein oder vermischt mit gesegneten Reisern der Palmen in das Maul oder in die Krippe. Bevor das Vieh im Frühjahr den Dorfstell endgültig verlässt, um auf das Maiensäss, später auf die Alp zu ziehen, erhält es auf die Hüfte ein Kreuz mit gesegneter Kohle. In einer Ortschaft wird statt mit Kohle das Kreuz mit herabtröpfelnden Wachsperlen eines angezündeten Wachsstockes nachgezeichnet, das bei der nächtlichen Karfreitagsprozession gesegnet und getragen worden war.

Das Schlachten des Viehes brachte und bringt noch heute während einiger Wintermonate etwas Leben in das Bauerndorf. Fast jeder Bauer, meist gemeinsam mit Nachbarn und Verwandten, schlachtete früher eine Kuh und mehrere Schweine, rüstete das Fleisch auf und versorgte und bereitete es auf verschiedene Arten zu. Mit der Metzgerei im Haus war viel Brauchtum verbunden, bisweilen mit sakralem, kultischem Gepräge. Das eigentliche Schlachten, das frühmorgens begann, war Sache des beordneten Hausmetzgers, der Hausfrauen und weiterer Gehilfen aus den beteiligten Familien und spielte sich meist im Freien ab. War dann das damalige umständliche Wursten durch die Frauen mit Produkten verschiedenster Fleischbeschaffenheit beendet, gab es mitunter ein Festmahl.

Am späteren Abend begann das Zerstückeln des ‘Unschlitts’, das Schmer- und Unschlitthauen, durchgeführt von eingeladenen Nachbarn. Zur Mitternachtsstunde gab es für alle Beteiligten das Griebenessen, die Reste des bereits ausgelassenen Fettes. Darauf folgte eine belebte Unterhaltung mit Spielen und Belustigungen bis zum Morgengrauen. Das Tarockspiel zu fünf war an manchen Orten für diesen Anlass verbindlich.

Heute bestehen gut ausgebaute und eingerichtete Keller- oder Waschküchen in jeder Ortschaft. Vieles hat sich geändert. Doch ist bei jeder der Metzg ein gewisses Unbehagen geblieben, vielleicht nicht beim hartgesottenen Metzger, aber bei jenen, die dem Tier näher standen. Ein älterer Bauer, der uns auf dem Dorfplatz über den Weg ging, – die Schafe, die er schlachten liess, waren eben über die Ecke zum Schlachthaus verschwunden, – bemerkte: «Ich gehe erst etwas später dorthin!» Er wollte nicht mitansehen, wie seine Schafe umgebracht

würden. Dies hätte er nie tun können. Ähnlich ergeht es bisweilen den Hausfrauen, die vom frischen Fleisch der eben geschlachteten Tiere nicht essen können und wollen. Doch auch diese letzte Arbeit muss getan werden!

Das Betäuben eines Schweines, mit besonderer oder gewöhnlicher Axt oder Keule, wobei schlechte Schlächter gerne daneben schlugen, ist so ziemlich vorbei. So konnte es damals geschehen, dass das verwundete und sich wildgebärdende Tier in einem Gebüsch oder Gestrüpp verschwand oder in Gartenzäune und Scheunenwände rannte. Solche ‘Fehlschläge’ belasteten den Ablauf dieser sonst schon so schwierigen Arbeit. Der bekannte romanische Schriftsteller Guglielm Gadola hat solch unbeholfenes Gebaren in seiner Humoreske *Paul Luciet* scharf aufs Korn genommen.

Während der beiden letzten Weltkriege blühte die Hausmetzgerei aus verständlichen Gründen gewaltig auf. Aber auch heute noch trifft man die Volksmetzger an, die von Dorf zu Dorf fahren, um in den sonst wenig belebten Wintermonaten einen zusätzlichen Verdienst zu haben.

Grund und Boden, Gebäulichkeiten sowie Gemeinschaftsbesitzungen und -bindungen bilden die Grundlage, auf welcher die Viehhabe aufgebaut werden kann. Die Aufzucht einer gesunden und starken Viehhabe steht meist im Mittelpunkt des Interesses, da sie den Bauern jahraus, jahrein beschäftigt. Diese Habe, *il muvel, la muaglia*, von *mobilis* ‘beweglich’ abgeleitet, schreitet mit dem Bauern einher.

Nicht nur das äussere Aussehen, sondern auch die Produkte, die sich vom Vieh auf der Alp in der Sennerei ergeben, finden beim Bauern die grösste Beachtung. In Momenten der Alpabrechnung nach der Entladung verlagert sich sein Interesse auf die Molkenverteilung, auf die Beschaffenheit dieser wertvollen Ware. Es ist dann nicht zu verwundern, wenn der wirklichkeitsnahe Bauer die besten Milchkühe zeitweilig höher einschätzt als die stärksten Heerkühe und Zuchttiere, obwohl er nie das richtige Verhältnis, die engen Zusammenhänge aus dem Auge lässt.

Seit Jahrzehnten bereits sind bäuerliche Fachverbände bestrebt, beide Gegebenheiten gleichzeitig und gleichmässig zu fördern.

Das Gedeihen des Grossviehes ist wieder abhängig von einer tadellosen Beschaffenheit des Futters bzw. der Wiesen und Weiden. Korn-, Mais- und Kartoffelfelder liefern heute zum Teil auch Nahrung für die Haustiere aller Art. So schliesst sich der Kreis der Beschäftigungen eines Bauern, der auch im Gebirge drei eng miteinander verbundene Wirtschaftsgebiete umfasst. Rapide technische und wirtschaftliche Veränderungen haben das Tier als ein am Arbeitsprozess unmittelbar beteiligtes Element ausgeschaltet. Dem Menschen und dem Tier ist damit ihre Aufgabe erleichtert worden. Das Vieh bezieht heute bessere Stallungen, ist dem zeitweiligen Futtermangel von früher nicht mehr ausgesetzt, macht nicht mehr tagelange Reisen bis zur Alp zu Fuss. Man könnte von einer Humanisierung des Tieres sprechen, wenn das ganz junge Käblein schön gebettet in einer grossen Heuzaine motorisiert zur Maiensässhütte befördert wird. Mit dieser gewaltigen Technisierung bis hinauf zu dem Gebirgsbauern ist viel altes Gerät ausser Gebrauch geraten. Die Umgestaltung lässt sich zum Beispiel beim Vergleich früherer Karren- und Schlittenbestände mit dem neuen Maschinen- und Autopark leicht erkennen.

Wenn der Bauer seine Viehhabe erhalten will, darf er den verführerischen Spekulationen, die namhafte Einbrüche in seinem Grund und Boden zur Folge haben können, durch unüberlegte Verkäufe nicht anheimfallen. Doch immer wieder erreicht uns die Kunde, dass ein weiterer Landwirt die ganze Viehhabe veräussert und den Boden zum Teil verkauft, zum Teil verpachtet hat.

Dass das Vieh früher des Winters mit Holz-, des Sommers mit Heufuhren strenge Arbeit bekam, ist bereits kurz erwähnt worden. Wir greifen hier ein weiteres Beispiel etwas ausführlicher heraus, wo das Rindvieh in ausserordentlich schwieriger Weise in den bäuerlichen Arbeitsablauf des Frühjahres einsteigen musste.

Die Zugtiere müssen unter das Joch gebracht und am Feldgerät, Karren, Schlitten, Pflug und Egge angespannt werden. Nicht alle Jungtiere, Mesen etc. sind gleich. Wie muss da vorgegangen werden? Mit Härte und Missmut? Ein geborener Bauer findet den richtigen Weg, den richtigen Ton. Mit

Strenge und folgerichtigem Handeln, mit Güte in Worten und Taten, mit Streicheln kommt er weiter als mit Flüchen und Schlägen. Eingeschüchterte Tiere werden nicht gefügig.

Wir beschränken uns hier auf das Zusammenspiel der Kräfte bei einem Pfluggespann an der Arbeit auf der Wiese. Der Bauer schreitet hinten, den Pflugsterz festhaltend. Er über sieht alles, was zwischen ihm und den vorne leitenden Buben vor sich geht. Alle diese wichtigen Teile, die Pflugschar, das Pflugmesser, die Deichsel bis zu den Zugtieren mit Joch und Zubehör wie Kehliermen, Jochschlaufe, Jochnagel müssen ordnungsgemäss wirken. Denkende Menschen hinten und vorne, dazwischen am Pflug eingespannte Zugtiere. Alles ist in Bewegung, die Scholle im Umbruch, bereit für die Saat. Grosse und kleinste Kräfte und Widerstände eines verwickelten Gespanns sind in harmonischer Art und Weise zu meistern. Es ist ein eindrucksvolles Bild. Von der Szene des Sämanns besitzen die meisten Literaturen entsprechende Beschreibungen und Gedichte, die Malerei eindrückliche Bilder. Spärlich sind die Wiedergaben und Darstellungen des oben beschriebenen Dreigespanns in seiner umfassenden und harten Bezogenheit.

Das Verhältnis zwischen dem Bauern und dem Leitbuben kann gespannt werden, wenn die zwei Zugtiere nicht gleichmäßig ziehen und sogenannte Rutscher entstehen, so dass die Pflugschar dem Furchenkamm entgleitet, der Leitknabe hastig sich wendet, mit seinem Kurzstock Nase und Stirne der Tiere behandelt, falls eines noch mehr vordrängt und das andere nachhinkt. In solchen Fällen greifen auch die Bröckler und Hackerinnen in den Kampf ein. Ihre Hackenstiele sind wie geschaffen dazu.

Das Joch kann an steilen Ackergeländen nicht waagrecht gehalten werden, da das untere Tier in die Furche, das obere auf den noch nicht gepflügten Boden zu stehen kommt. Dadurch entsteht bereits eine Zugkraftverringerung, die nicht zu umgehen ist. Das Joch sollte während des Pflügens unbedingt im rechten Winkel zur Deichsel stehen, um nicht noch weitere und unnötige Zugeinbussen hinnehmen zu müssen. Die Zwängerei am Doppeljoch plagt die Küh. In solchen Momenten bewegt sich der Leitknabe rückwärtsschreitend, um die Übersicht

über das Ganze zu haben und dem Willen des Pfluglenkers entsprechend zu handeln.

Die meist friedlich verlaufende Arbeit des Pflügens kann sich unvermittelt in eine verstrickte Szene verwandeln. Tiefverwurzelte Steine und Felsbrocken können mitten in einer Wiese liegen, die erst beim Pflügen zum Vorschein kommen. Eines Morgens hatte mein Grossvater die Pflugschar meinem schwächlichen Onkel überlassen. Es handelte sich um einen nicht leicht zu bewältigenden Neubruch. Plötzlich ein fürchterliches: «Halt, halt, Steine!» Jedoch zu spät. Er hatte nicht frühzeitig genug gemerkt, dass die Pflugschar das verborgene Felsstück von unten her angepackt hatte. Die in vollem Gang befindlichen Kühe zogen im Augenblick des Widerstandes noch stärker, und ich als Leitbube konnte nichts mehr zur Verhütung des Unheils tun. Alles war so rasch vor sich gegangen! Die Scharspitze war abgebrochen und die Pflügerei musste für einige Tage unterbrochen werden, bis die Spitze durch die Pflugschmiede drunten im Tal wieder angebracht worden war. Die Entrüstung des Grossvaters war gross. Dies bekam am stärksten der Onkel zu spüren, aber auch Zugtiere und Leitknabe wurden als mitschuldig erklärt; sie waren aber doch froh, für einige Zeit von dieser schweren Arbeit befreit zu sein.

Der gute Bauer, Hirt oder Fütterer weiss, dass nur ein menschliches Behandeln der Tiere zum gewünschten Ziel und zum Erfolg führen kann. Wenn ihr Verhalten abstossend ist, widerspiegelt dies die Art der Behandlung seitens des Bauern. Dem guten Hirten folgen sie, vor dem rohen flüchten sie.

Am Schlusse der Fütterung im Stall oder nach dem Melken auf der Alp am Abend erhält das Vieh fast täglich eine handvoll Salz in den Rachen oder in die Krippe. Sobald der Fütterer den Salzbehälter von dem Brett hebt, beginnt eine merkwürdige Unruhe, ein Ziehen und Strecken, Kreischen und Klirren der Ketten.

Beim Grossvieh, das im Stall angekettet ist, wohl auch für dasjenige droben auf der Alp, am Rande des Staffels, bereitet die Salzgebung keine grossen Schwierigkeiten.

Ganz anders verhält es sich mit der Verabreichung des Lecksalzes bei den Schafherden auf der Alp. Die Schafe entziehen

sich dort oben genaueren Kontrollen durch die Hirten, bewegen sich frei nach allen Richtungen. Auf den unbequemen Schertisch müssen sie sich im Herbst und Frühjahr drunten im Dorf halten. Die Schafsschur wird heute zur Routine. Von verschiedenen Gemeinden herstammend entstehen auf der Alp Herden von 1200–1500 Schafen. Weidend und liegend strahlen Schafferden im Allgemeinen grosse Ruhe aus. Durch gewisse, oft vollkommen undurchsichtige Beweggründe, etwa erschreckt, oder von Hunden verscheucht, werden sie zu unheimlich rasch bewegten Massen, die dem Hirten zu schaffen geben. Die Herde bewegt sich in Bögen, oft in blinder Hast ihrem Leithammel nach, ohne Gefahren wahrzunehmen. So bewegte sich vor einigen Jahren eine ganze Herde in voller Fahrt über die Ufer in den Rhein und ging zugrunde.

Den Schafen auf der Alp wird einmal wöchentlich Salz verabreicht. Dazu wird ein günstiges Plätzlein im unteren Teil der Weide ausgewählt. Es ist mit flachen Steinen, Steinplatten belegt. Der Hirt erscheint gegen Abend mit seinem Salzeimer oder Säckchen. Aus grosser Entfernung bemerken die zerstreut weidenden Schafe den Ankömmling mit dem Salz. Die Nächstliegenden blöken, weitere in der Nähe tun dasselbe, wie ein Sturmwind verbreitet und verstärkt sich das unbeschreibliche Konzert, und ein ungestümes Bewegen und Rennen nach der Richtung der Salzstelle ist nicht mehr aufzuhalten. Selbst dem bewährtesten Hirten wird es Angst und Bange in seiner Hilflosigkeit.

Der Salzgeber muss für die Tätigkeit des Streuens beide Hände frei haben können. Der Hund stellt sich bellend vor ihn und reisst so eine Bresche in die heranstürmende Herde. Ohne angebunden zu sein, würde sich der Hund schon beim ersten Ansturm der Schafe davonmachen. Deshalb knüpft sich der Hirt eine dicke Schnur um den Leib. An dieser wird die Hundeleine befestigt, so dass der Hund sich rings um den Herrn bewegen kann. Der Hirt hält den Eimer hoch mit der linken Hand, während die rechte das Salz herausnimmt und sachgerecht verstreut. Ohne einen Hund, der immer wieder nach allen Richtungen hin bellt und emporspringt, würde der Hirt leicht umgeworfen, zertrampelt und durch Tausende von Füs-

sen zerfetzt. Er darf sich nur nicht ‘unterkriegen’ lassen. Zusammen mit dem Hund ist es ihm möglich, von Stelle zu Stelle zu wandern, um die begehrte Würze zu streuen. Die Herde läuft ihm zunächst ständig nach, da um ihn herum das meiste Salz zu finden ist. Er darf nicht zu grosse Portionen hinwerfen, sondern muss so streuen, dass die ersten und stärksten Schafe nicht zu viel und andere nichts bekommen. Erst wenn die Arbeit des Streuens fertig ist, verteilen sich die etwa 700 Schafe auf die verschiedenen Plätze und verbleiben dort stundenlang. Von den etwa 4 kg Salz fällt manches auf den Rasen, zwischen die Steine. Die kurzgrasenden Schafe lassen auch von solchen Stellen nicht ab, sondern fressen das Gras nebst Wurzeln und gesalzener Erde.

Vom wunderbaren Hund Nelly haben wir bereits gehört. Den musste man nicht einmal bei der schwierigen Arbeit der Salzgebung anbinden. Er hatte keine Angst vor dem Ansturm, bellte frisch darauflos, sprang auf wenn nötig, und hielt die Schafe in gebührender Entfernung vom Hirten. Von vielen Wanderern und Mithirten wurde er bewundert.

Dass selbst Menschen von dieser weissen Lawine erfasst, umgestürzt und zertrampelt werden können, wird immer wieder berichtet. Was auch geschehen mag, in solchen Fällen ist mit allen Mitteln zu versuchen, nicht umgeworfen zu werden. Nichtsahnende und sich einfältig sich verhaltende Wanderer sind oft mit Schafen in Schwierigkeiten geraten. Man wird sich fragen, wie sich die Lämmer während dieses Rennens verhalten. Die Spitze bewegt sich am schnellsten, die Lämmer werden so seitlich abgehängt. Sie gehen aber auch in der stärksten Bewegung nicht unter. Die Alten flitzen mit ihren Beinen über und neben den Kleinen hindurch. Durch das besondere Gefühl der Mütter, der Tiere überhaupt, bleiben sie unbeschadet. Schafe mit ein- oder mehrtägigen Lämmern, mit Zwillingen, bleiben beiseite. Dieses Untertauchen der vielen Lämmer kann man auch im Schafpferch beobachten, wo unter 500 Schafen nur am Rande des Pferches Lämmchen erblickbar sind.

Zahlreiche Aufzeichnungen ergeben ähnliche Tatsachen über dieses Phänomen. Zur Bekräftigung der obenangeführten Angaben sei eine Begebenheit erwähnt, die sich mit zwei Professo-

ren und Familien an einem Bündner See abspielte. Während eines kleinen Imbisses wurde einigen Schafen Brot hingereicht. Augenblicklich rannte die ganze Herde herbei und schien die Rastenden buchstäblich zu überfallen und zu erdrücken. Die Beteiligten konnten sich auf Steine und Tische retten. Allmählich lüftete sich die Umzingelung und man atmete auf. Von dieser Szene war besonders die amerikanische Familie höchst beeindruckt.

Der neue Geist, der den Bauern umgibt, ist alles andere als ermutigend. Die Hilfsbereitschaft ist tot. Jeder kleinste Dienst auch eines Knirpses beginnt mit: Was zahlst du dafür? Vor kurzem hörte ich einen Zweitklässler vor einer Stalltür sagen: Nein, nein, lieber Onkel, Bauer werde ich nie, das ist ein Seich, das stinkt! – Woher dieser Knabe romanischer Zunge diese Worte aufgegabelt hatte, ist leicht zu erraten. Eine gewisse Spannung liegt zwischen der kleiner gewordenen Gemeinschaft der Bauern und jener der gewerblichen Branchen. Früher galt der Bauer im Dorf alles, befahl die Feste. Nun ist er aber im Verschwinden begriffen und wird mit seinen Begehren nur schwer durchdringen. Die meisten Bauern sehen eine düstere Zukunft voraus. Keiner der Söhne will sein Erbe übernehmen. Sie ziehen technische, wirtschaftliche Berufe vor. Es ist ein trauriger Anblick. Der Bauer, der noch mit grosser Liebe seine Arbeiten verrichtet, der ein ganzes Leben versucht hat aufzubauen, muss nun zusehen, wie die Kinder seine Gebäulichkeiten später höchstens als Ferienhäuser ausbauen. Immer wieder vernimmt man, dass ein Bauer wieder seine ganze Viehhabe verkauft, dass ein Bauernhaus von einem Unterländer erworben, eine Gemeinschaft von Spekulanten weitere Bauten gekauft hatte und abtragen liess, um einträglichere einzurichten. Mitten in einem Dorf können plötzlich schöne alte Häuser verschwinden, behäbige solide Stallungen alten Schlages. Sie standen ja mitten in einem aufstrebenden Dorf. Die Lage, die Umgebung, die bereits erschlossene Baulage treibt die Bodenpreise in die Höhe, so dass der geschwächte Bauer den dicken Bieter nicht mehr widerstehen kann. Die neue Behausung dient nicht mehr den Einheimischen, wenigstens nicht direkt dem Bauernstand, sondern dem Fremdenverkehr. Damit wird

das Verhältnis von Tier und Mensch verschoben, verringert, zum Aussterben verurteilt.

Das starke Gefühl, auf eigener Scholle zu leben und hausen, ist zusehends verkümmert. Wo dies hinführt, wissen die wenigsten, weder die Politiker noch die Wissenschaftler. Es wird versucht, Grossbauern zu züchten, die etwa 40–50 Stück Vieh besorgen, den Boden dazu bestellen, und bei zuwenig Boden solchen für wenig Geld von jenen pachten, die aufgehört haben zu wirtschaften. Mit solchen Veränderungen, die bedauerlich sind, ist auch das Tier in Verruf geraten. Für die Ziegen ist kein Geishirt mehr zu bekommen. Die Pferde sind total verschwunden, da die Motorisierung beinahe vollständig ist. Nur das Schaf, das unpersönlichste Tier, nimmt zu, nicht der Wolle wegen, die für die Arbeit des Scherens abgegeben wird, sondern des Fleisches wegen. Mit dem Hirten und dem Bauern verschwinden auch Brauchtum und althergebrachte Beziehungen zu den Tieren.